

Nr. 141. Bromberg, den 29. August 1925

Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von Otto Berndt.

9. Fortsetzung.)

„Hab' ich vom 21. bis 28. August in Wandsbek im Krankenhaus gelegen, — bitte, hier ist der Schein."

Der Kommissar las und schüttelte den Kopf.

„Aber am 11. September waren Sie doch in Hamburg und wollten den Herrn van Zoomen sprechen?"

„Das war ich. Warum sollte ich nicht sprechen den Herrn van Zoomen, hatte er mich doch bestellt?!"

„So, das geben Sie also zu. Und Sie waren zornig auf den Herrn van Zoomen?"

„Gewiß war ich zornig. Hat mir doch der Herr van Zoomen gemacht einen großen Schaden."

„Hatten Sie denn Geschäfte mit dem Herrn van Zoomen?"

„Ob ich hatt' Geschäfte!"

„Was waren denn das für Geschäfte?"

„Hat doch der Herr van Zoomen immer gekauft allerhand, Lokomotiven und Feldeisenbahnen Und komme ich viel herum auf den Gütern und erfahre so allerhand. Wollte ich ihm wieder vermitteln ein Geschäft, und hatte er mich bestellt und war dann einfach nicht da, und hab' ich verloren meine Zeit und mein Geld und hatte ich Grund, zornig zu sein."

„Aber das ist doch keine Veranlassung, daß Sie den Herrn van Zoomen beschuldigen, ein Spion zu sein, oder können Sie das beweisen?"

Rosenzweig machte ein ehrlich erstauntes Gesicht: „Was hab' ich gesagt, daß er ist, der Herr van Zoomen? Ein Spion ist ein Spiegel, was ist am Fenster, und die Damen schauen hinein, wer kommt."

Der Kommissar wurde ungeduldig: „Sie wissen sehr gut, was ich meine. Sie haben Herrn van Zoomen beschuldigt, ein Spion der ungarischen Regierung zu sein."

Rosenzweig machte ein geradezu entsetztes Gesicht: „Gott soll mich strafen, wenn ich nehme solch ein Wort in den Mund! Was weiß ich von Politik? Ich bin ein ehrlicher Handelsmann, was handelt mit Hausierwaren auf den Dörfern und vermittelt ein Geschäft, wenn er kann vermitteln. Was kann ich wissen, ob Herr van Zoomen ist ein Spion und was er hat mit Ungarn?"

„Also kurz, Herr Rosenzweig, wollen Sie leugnen, daß Sie diese zwei Briefe geschrieben haben?"

Der Galizier schüttelte staunend den Kopf, während er die Briefe las. „Gott soll mich strafen, ist das meine Schrift?"

Er holte eine Menge Papiere aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. „Das hab' ich geschrieben und das, und so schreibe ich meinen Namen."

Der Kommissar betrachtete staunend die Briefe: „Warten Sie einen Augenblick."

Er winkte dem Wachtmeister zu, auf den Galizier achtzugeben, und ging in das Zimmer des gerichtlichen Schreibsachverständigen hinüber.

„Herr Doktor Kunze, vergleichen Sie doch einmal."

Der Sachverständige prüfte. Er schüttelte den Kopf. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Schriftstücke von derselben Person geschrieben sind. Sehen Sie, der Mann schreibt unorthographisch und falsch wie eben ein ungebildeter Mensch, der noch dazu Ausländer ist; die Briefe aber sind zwar fahrig und schlecht, aber richtig geschrieben."

„Er könnte sie haben schreiben lassen."

„Auch die Unterschrift ist zwar sichtlich nachgemacht, also wahrscheinlich von einer Person geschrieben, die Rosenzweigs Namenszug kennt, aber die Nachahmung ist sehr plump. Von den charakteristischen Zügen, die nun einmal kein Mensch verleugnen kann, ist auch nichts darin. Mir scheint vielmehr, daß irgendein gebildeter Mensch, wahrscheinlich einer, der Interesse daran hat, van Zoomen zu verderben, seine Hand zu diesem Geschreibsel verstellt hat."

Der Kommissar überlegte, während er in sein Zimmer zurückging, und nahm den Galizier in ein Kreuzverhör. Dieser war zwar immer verschüchterter, aber er machte nicht die geringste Äußerung, die ihn belastet hätte.

„Sie sind also bereit, zu beschwören, daß Sie von diesen Briefen nicht das Geringste wissen?"

„Das kann ich beschwören."

„Sie kennen die Bedeutung des Eides!"

„Ich bin ein alter Mann und werde mich nicht machen unglücklich auf meine letzten Tage."

Der Kommissar setzte den Wortlaut einer eidesstattlichen Versicherung auf, der Galizier las sie aufmerksam durch und sagte bestimmt: „Das kann ich beschwören auf Ehre und Gewissen."

„Dann unterschreiben Sie."

Der Galizier unterschrieb.

„Gut, Herr Rosenzweig, Sie können gehen."

„Daß Sie nicht denken, Herr Kommissar, ich hab' ein böses Gewissen. Ich bleibe jetzt ein paar Wochen in Hamburg und wohne Hafengasse 7."

Der Galizier ging und der Kommissar meldete sofort das negative Ergebnis seiner Vernehmung sowohl nach Berlin wie auch an die Hanseatische Eisen-Export-Co.

So hatte also zu derselben Zeit, als Doktor Schlüter den Generaldirektor van Zoomen in Amsterdam verhaftete, hier einer der wichtigsten Belastungszeugen zu seinen Gunsten ausgesagt.

Sechstes Kapitel.

Wenn Herr Peterszoon van Zoomen auch, wie er vor Antritt seines Urlaubs dem Senator gesagt hatte, sehr zerrüttete Nerven hatte, so mußte sein durch Sport und Reisen gestählter Körper doch noch außerordentlich widerstandsfähig sein, denn nachdem er den Vormittag über fest geschlafen hatte, verlangte er aufzustehen und befand sich augenscheinlich wieder vollkommen wohl. Seine erste Frage galt dem Bruder.

„Er hat einen schweren Beinbruch, ist gegipst und schläft jetzt. Gefahr ist nicht vorhanden."

„Dann werde ich selbst sofort das Krankenhaus verlassen und in das Haus meines ältesten Bruders übersiedeln."

Der Arzt hatte den bestimmten Auftrag, van Zoomen nichts davon zu sagen, daß er in Wirklichkeit ein Gefangener war, und ihn still zu beobachten, also sagte er:

„Sehr wohl, nur bitte ich Sie, noch eine Stunde zu warten. Ein Herr, der in der Nacht mit auf dem Schiff war, das Ihnen Rettung brachte, hat mich gebeten, ihn zu benachrichtigen, wenn Sie wieder wohlauf sind. Er ist ein Deutscher, der Sie begrüßen möchte."

Van Zoomen, der natürlich nicht ahnte, daß auf dem Korridor des Krankenhauses dauernd zwei handfeste Kriminalbeamte in Zivil auf- und abgingen, um ihn sofort in

Empfang zu nehmen, wenn er etwa einen Fluchtversuch machen sollte, und der ebenfalls nicht wußte, daß man ihn in ein Zimmer des obersten Stockwerkes untergebracht hatte, das noch dazu vergitterte Fenster hatte, lachte.

„Ich muß Sie sowieso um eine Gefälligkeit bitten. Mein Anzug ist gestern bei dem Unwetter vollständig ruiniert. Würden Sie die Güte haben, meinem Bruder diesen Zettel zu senden? Er soll mir die nötige Kleidung schicken und mich mit seinem Auto abholen."

„Mit Vergnügen!"

Der Arzt ging in das Zimmer hinunter, in dem Doktor Schlüter seit Stunden auf diesen Augenblick wartete, und sagte diesem Bescheid.

„Er ist vollkommen ruhig und macht durchaus nicht den Eindruck eines Mannes, der eine Verhaftung fürchtet."

Schlüter durchflog den Zettel, der nichts enthielt als eine kurze Mitteilung des Schiffbruchs und der glücklichen Rettung sowie die Bitte, ihn mit Kleidern zu versorgen und im Auto abzuholen.

„Gut, ich werde sofort selbst zu ihm gehen."

Van Zoomen saß vor einem Frühstück und las die Morgenzeitung, als der Kommissar bei ihm eintrat. Er stand auf, sah Schlüter einen Augenblick an und bot ihm die Hand.

„Ich glaube Sie in dieser Nacht gesehen zu haben. Wahrscheinlich bin ich auch Ihnen zu Dank verpflichtet. Das waren sehr schlimme Stunden."

Schlüter nickte.

„Ich komme nicht, um etwa einen Dank einzukassieren, wenn ich auch in der Tat gestern nacht auf dem Dampfer war."

Er setzte sich behaglich nieder, während der Holländer ihn verwundert anblickte.

„Bitte, nehmen Sie auch Platz. Ich will offen sein. Ich bin nicht nur als zufälliger Passagier auf dem Dampfer gewesen. Vielmehr ist dieser Regierungsdampfer auf meine besondere Veranlassung in See gegangen, um Sie zu suchen."

„Um — mich zu suchen?"

„Sie und gleichzeitig den ungarischen Privatdampfer Radetzky."

„Ich begreife nicht."

„Herr van Zoomen, Sie sind ein intelligenter Mann. Es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Kriminalkommissar Doktor Schlüter aus Berlin bin und daß ich Sie hiermit verhafte. Sollten Sie Einwendungen machen — draußen steht der holländische Kommissar mit dem Haftbefehl der hiesigen Polizei."

Van Zoomen starrte ihn an.

„Scherzen Sie?"

Schlüter sagte fest und bestimmt: „Wir wissen alles, und es hat durchaus keinen Zweck, zu leugnen."

Van Zoomen fuhr auf: „Was wissen Sie? — Ich muß wirklich bitten —"

„Wir wissen, daß Sie Ihrer Firma gegenüber eine Millionenunterschlagung begangen haben. Wir wissen, daß Sie Spion in ungarischen Diensten sind. Wir wissen, daß Sie in dieser Nacht mit den in der tschechoslowakischen Gesandtschaft gestohlenen Dokumenten in Gemeinschaft mit Ihrer Komplizin oder Geliebten, der Prinzessin Mariska Kalowrat, auf den ungarischen Privatdampfer übergehen wollten, um —"

Auf van Zoomens Gesicht wechselten die verschiedensten Empfindungen: zuerst maßloses Erstaunen, dann jäher Schreck, blitzschnelle Überlegung, um dann einem etwas verzerrten Lächeln Platz zu machen.

„Soso, das ist ja sehr interessant — gewiß!"

Er war aufgestanden, hatte einen Augenblick gezögert und war dann, ehe der Kommissar es hindern konnte, zur Tür gesprungen. Schlüter hielt ihn mit einem ehernen Griff am Handgelenk, aber der riesenstarke van Zoomen hatte die Tür bereits aufgerissen und schrie mit gellender Stimme in holländischer Sprache: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Arzt! Wärter!"

Fast in demselben Augenblick waren schon die beiden holländischen Kriminalbeamten herangesprungen, packten ihn, und auch der Arzt, der im Nebensaal tätig war, kam herbei.

„Doktor! Ein ausgebrochener Irrer —"

Der Arzt schüttelte den Kopf und rief den Beamten zu: „Ruhe, um Gotteswillen Ruhe, die anderen Kranken!"

Als van Zoomen sah, daß niemand Anstalt machte, sich um Schlüter zu kümmern, daß sie vielmehr ihm selbst Handschellen anlegen wollten, wurde er ganz ruhig.

„Was geht hier vor? Was wollen Sie von mir? Was ist das für ein Mann?"

Er hatte sich an die Holländer gewendet, die er noch immer für Krankenwärter hielt, und denen Schlüter winkte.

„Lassen Sie die Handschellen und sagen Sie dem Herrn, wer ich bin."

Die Kriminalbeamten zeigten ihre Erkennungsmarken.

„Der Herr ist der Kriminalkommissar Doktor Schlüter aus Berlin."

Van Zoomen schüttelte den Kopf.

„Und Sie wünschen etwas von mir? Das muß ein Irrtum sein!"

Schlüter sagte ganz ruhig: „Wollen Sie mir jetzt ruhig antworten?"

Van Zoomen lachte etwas verlegen.

„Da muß ich wohl um Entschuldigung bitten. Meine Nerven sind noch etwas verstört — ich bin hier in einem Krankenhaus — was Sie da eben in schneller Folge mir ins Gesicht schleuderten, ist so wirr und unbegreiflich für mich, daß ich in der Tat glaubte, ein Geisteskranker —"

Schlüter wehrte ab.

„Ich verstehe sehr gut. Sie waren nicht darauf vorbereitet, daß ich vor der Tür holländische Beamte habe. Lassen wir das. Sind Sie also bereit, mir ruhig zu antworten?"

„Wenn Sie mir das, was Sie mir sagen wollen, in einer Form wiederholen, daß ich begreife — wenn Sie mir Erklärungen geben, wie Sie dazu kommen, einen ehrlichen, angesehenen Mann, einen Mann aus einer der ersten Familien Amsterdams, der noch dazu eben mit knapper Not dem Tode entronnen ist und der also wohl ein Recht auf besondere Schonung hat, in so unglaublicher Weise zu überfallen, dann ja."

„Nun also, dann gehen wir ordnungsgemäß vor. Sie geben doch zu, der Diplom-Ingenieur und bisherige Generaldirektor Peterszoon van Zoomen von der Hanseatischen Eisen-Export-Co. in Hamburg zu sein?"

„Der bisherige? Das klingt, als sei ich es nicht mehr! Soviel ich weiß, gedenke ich es noch recht lange zu bleiben und befinde mich, wie Herr Senator Hinrichsen, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Gesellschaft, Ihnen jederzeit bestätigen wird, lediglich auf einer mehrwöchigen Urlaubsreise, die allerdings durch meinen Schiffbruch in dieser Nacht sehr unliebsam unterbrochen wurde."

„Sie geben also zunächst zu, Peterszoon van Zoomen zu sein?"

„Gewiß."

„Gehen wir weiter, der Reihe nach. Sie haben am 11. September Hamburg verlassen?"

„Ganz recht."

„Haben Sie nicht bei Ihrer Abreise versehentlich einen der Gesellschaft gehörigen Betrag von mehreren Millionen, den Erlös für einen Lokomotivverkauf mit sich genommen?"

„Ich muß Sie bitten, Ihre Ausdrücke zu ändern. Ich habe allerdings den Betrag von zwei Millionen sechshunderttausend Mark mitgenommen, aber nicht, wie Sie sich auszudrücken belieben, versehentlich, sondern um ihn auf der Reichsbank zu deponieren."

„Das haben Sie aber leider nicht getan."

„In Hamburg allerdings nicht. Ich war damals außerordentlich mit meinen Nerven herunter, und so habe ich in der Tat für einen Augenblick, als ich auf der Hamburger Reichsbankstelle mein Geld abhob, das ich zur Reise brauchte, die Deponierung vergessen. Sobald ich im Auto saß, fiel es mir ein, und ich habe es am folgenden Morgen, gleich bei Eröffnung der Kasse, auf der Reichsbankstelle in Köln zugunsten der Gesellschaft deponiert. Da die Firma auch in Köln ein Bankkonto hat, war dies nicht schlimm, zumal ich die Bank bat, den Eingang sofort nach Hamburg zu bestätigen."

„Diese Bestätigung ist leider nicht eingetroffen."

„Dann bitte ich Sie, sofort telephonisch anzufragen."

Schlüter lächelte abweisend.

(Fortsetzung folgt.)

Tagebuchblätter.

Von Hans Hagen.

Nun bin ich wieder in meinem Zimmer, und alles ist, wie es vorher war. Der gelbe Vorhang weicht ruhig und feierlich dem leisen Luftzug, Sonnenlicht stiehlt sich auf Augenblicke in die Dämmerung des Raumes — dann zerrieselt es wieder an dem regungslosen Gewebe.

Nur eins ist nicht, wie es war: meine Feder läuft nicht mehr so schnell über das Papier. Langsam tue ich heute meine Schriftzüge, — langsam, verträumt, fast feierlich. Und seit gestern, seit ich zurück bin, gibt es außer meinem Zimmer noch einen anderen Ort, der mir die Welt ist. Das ist die Veranda, auf der ich mit dir gesessen habe, du Liebe! — —

An der Gedankenruhe meiner vier Wände sind Jahre zerbrochen. Sie haben nichts weiter vermocht, als die Frist

meines Erdendaseins zu verkürzen. In diesem meinem Tagebuch ist wenig zu finden von alle dem, was ich draußen unter den Menschen, in der Welt gesehen und erlebt habe.

Zwei Tage, kurze, sonnige Spätsommertage mußten mir meine große, schöne Welt in diesem engen Raum zerreißen! Aber ich will weiter glauben, daß ein guter Geist mein Schicksal schön gestaltet.

Wenn früher, als ich noch ein kleiner Bursche war, sich die ersten Blätter in dem Garten des Elternhauses gelb färbten, die ersten silbernen Fäden des Altweibersommers von den Stoppeln in die Lüfte stiegen, dann brach für mich eine schöne Zeit an. Ich ging hinaus auf die Felder, an die heimlichen Feldtümpel und saß stundenlang da und lauschte. Es war kein Klingen da und kein Rauschen, aber — es war die Stille der Nachmittage des Spätsommers. Als ich mich zum ersten Male in kindlicher Gefühlstiefe nach der weichen Wange eines Mädchens gesehnt hatte, da wollte ich mit ihr immer nur an Spätsommertagen auf der Veranda des Gutshauses sitzen, im Schatten der langsam sterbenden Weinblätter.

Und diese Gedanken sind mir geblieben! Wohl rauschte in der Stadt das Leben auf und tobte und brauste manche Stunde um meine Sinne. Der Glaube an Menschen, die den Gestalten meiner Gedanken glichen, zersprang wie ein Glas, in das man heißes Wasser gießt. Es war gut so, und glücklich der, der diesen Kampf schnell ausgekämpft hat. Wer auf den glänzenden Festen, bei denen sich die Strahlen der Kronleuchter in dem Parkett des Fußbodens und den dunkelen Spiegeln der Wände brechen, wer auf diesen Festen nicht die Träme seiner Kindheit und Einsamkeit vergessen kann, der bleibt ein Armer unter den aus sprühendem Leben Schöpfenden. Und wer draußen in der Welt nicht den jagenden Puls des Lebens in sein Blut aufnehmen und all das Schlechte und all das Gute lieben kann, wie früher die Idealgestalten, der hat kein Recht auf ihn umgebendes Leben.

Manchmal aber, wenn die Lebensflut abebbt, dann ist es doch wieder anders. Aus all dem Schönen und Prunkhaften wächst wie eine Blüte aus dem Traum eines Kindes der Gedanke an den Spätsommer hervor, an die [illegible] Herrlichkeit des scheidenden Tages. Und all das andere wird dann so blaß und ist dann so weit, nur dies eine blüht und blüht und läßt beim Anschauen im Innern eine sonderbare Melodie erklingen. — Doch plötzlich bricht der Ton und die Blüte ist nicht da und es ist alles wie es war. — —

Du kennst mich nicht, du weißt nicht, wer ich bin, denn vor drei Tagen sahen wir uns zum ersten Male. Eigentlich weiß ich von dir auch nicht viel mehr, als daß man dich Lotte nennt. Und doch könnte ich ein ganzes Buch über dich schreiben.

Bin ich wirklich nur Träumer? Weißt du, daß ich es so gern habe, wenn das Schwarz-weiß der Herren und das Seidenbunt der Damen durcheinander wirbeln, wenn die Blicke der Damen mehr sprechen, als für ihren Mund schicklich, wenn die Gespräche wie leichtes Florettfechten durch den Raum schwirren und die Körper im Tanz einander alle geheimen und geheimsten Wünsche verraten? Glaub mir: als Weltverächter zurückstehen, das kann ich nicht, dazu habe ich zuviel Blut und — dazu waren mir die ganzen Jahre, die mich das Schicksal in der Welt umhergetrieben hat, zu gute Lehrmeister!

Aber ich hätte anders fragen sollen: bin ich wirklich nur Gesellschaftsmensch? Denn als solchen nur hast du mich kennen gelernt. Weißt du, daß während mein Mund oberflächliche Gespräche führte, meine Gedanken doch so ganz anders waren? Und als ich fühlte, daß du an die Wahrheit der wenigen Worte, die mir aus dem Herzen kamen, nicht glaubtest, da ging ich wohl scherzend darüber hinweg, aber —.

Siehst du, — da war es mir, als sei der Ton abgebrochen und die Blüte nicht mehr da und alles wäre wieder, wie es war. — — —

Am nächsten Tage saß ich mit dir auf der schönen Glasveranda eures Gutshauses. Es saßen noch andere da — aber ich fühlte nur dich. Aus dem Grün der Bäume eures Parkes schimmerte hier und da ein gelbes Blatt hervor. Unten dehnte sich der See stahlblau in die Weite. Dann gingen wir durch den Garten, vorbei an den Bäumen voller reifer gelber Pflaumen, an den blühenden Astern- und Georginenbeeten. — Und als wir vor dem Abschied noch den letzten Tanz zusammen tanzten, da wußte ich es: auch du kannst so für mich fühlen, wie ich für dich, nur — du glaubst nicht, willst nicht glauben. Vielleicht denkst du ebensoviel an mich, wie ich an dich, Lotte, vielleicht auch ist es unser beider Schmerz, unverstanden nebeneinander leben zu müssen, bis — irgend ein lächerlicher Zufall uns für immer trennt.

So ging ich von dir, eine große, schwere Frage im Herzen. Die Räder des Zuges sangen auf den Schienen ein häßliches Lied von der Rückkehr in den Alltag, die Fenster trieften von dem feinen, nächtlichen Landregen. Ich dachte und dachte und wollte nicht zu Ende denken. —

Und ich habe auch nicht zu Ende gedacht, und darum auch nicht zu Ende gelebt. Wohl, in meinem Zimmer ist alles, wie es vorher war. Aber wenn jetzt der gelbe Vorhang ruhig und feierlich dem Luftzuge weicht, dann ist es, als wäre er so in Gedanken an dich verloren. Und wenn das Sonnenlicht sich auf Augenblicke in das ruhige Dämmerlicht meines Zimmers stiehlt, dann ist es mir, als wäre es ein heimlicher Gruß von dir.

Und darum schrieb ich dies so langsam, verträumt, weil es das Ende eines Gedankens und — vielleicht — der Anfang einer Wirklichkeit ist.

Erntefest auf dem Lande.

Die Erntezeit ist vorübergerauscht mit Sonnenhitze und langen Tagen schwerer Arbeit. Die Sense klingt nicht mehr im Korn, der letzte Wagen knarrte schwer beladen den staubigen Feldweg entlang, holperte über die Schwelle der Scheuer. Er war grün geschmückt und ein Eimer voll Wasser rauschte von dem Balken über der Einfahrt auf den Kutscher hernieder. Die schwerste Arbeit des Jahres ist vorbei, und nun erwartet man einen Tag des Spiels und Tanzes, — das Erntefest.

Dieses Fest ist das große Ereignis des Jahres auf dem Gute. Ein paar Tage vorher kommen die Mädchen bei der Vorharkerin zusammen. Unter Lachen und Singen, Necken und Erzählen alter Geschichten werden an den Harken bannerartige leinene Tücher befestigt. Auf diese Tücher werden allerlei aus buntem Papier geschnittene Figuren geklebt, z. B. Leitern, Hühner, Harken, Wagen usw. Zuletzt wird die Harke noch mit einem Blumengewinde umwunden.

Zum Erntefeste ist der ganze Gutshof festlich geschmückt. Die Kinder stehen auf der Straße und schauen aus, ob die Musikanten noch nicht kommen. Im Wirtschaftshause treffen Vogt und Wirtin die letzten Vorkehrungen für das Fest. Inzwischen sind die Spielleute angelangt. Man sieht es ihnen gar nicht an, daß sie sonst ein ehrsames Gewerbe als Schuster und Schneider treiben, sie haben alle ein tönendes Klangwerk und Fidel und Brummbaß dazu. Sie werden schnell ausgeputzt, und der Zug kann beginnen, voran die Musik. Die Klarinette tut ein paar lustige Sprünge vorweg, und dann setzen die andern Instrumente mit ein. Hinter dem Zug schreiten drei weißgekleidete Mädchen, Kränze in den Haaren und Schärpen um den Leib. In der Mitte die Vorharkerin die bändergeschmückte Krone tragend. Die beiden Begleiterinnen haben Kornkränze in den Händen. Ihnen folgen weißgekleidete Mädchen, bänder- und grüngeschmückte Harken als rechte und echte Feldzeichen schwingend. Den langen Schluß macht das übrige Gutsvolk, groß und klein, Männer und Frauen, jung und alt. Mit klingendem Spiele geht der Zug zum Gutshause. Die Gutsfamilie und sonstige Gäste stehen oben auf der Freitreppe. Die Musik tritt zur Seite und läßt die Mädchen vortreten. Die Klarinette tut wieder die lustigen Sprünge voran, und die andern folgen nach „Wir winden dir den Jungfernkranz". Da spitzen die Mädchen das Ohr, und als die Spielleute geendet, stimmen sie an. Das Lied, das sie singen, ist im großen und ganzen auf allen Gütern dasselbe, aber jedes Gut hat seine besonderen Einzelheiten, das eine hat diese Strophe mehr, das andere jene. In unserer Gegend ist vielfach folgender Text gebräuchlich:

Machet auf, machet auf die gold'ne Tür,
Wir sind schon mit dem Kranze hier.
:,: Schöner, grauer Roggenkranz. :,:

Wir bringen dem Herrn den Roggenkranz
Mit weiß und grauer Seide.
:,: Schöner, grauer Roggenkranz. :,:

Wir bitten den Herrn um Spiel und Tanz
Mit Lustbarkeit und Freude.
:,: Schöner, grauer Roggenkranz. :,:

Wir haben gebunden in Disteln und Dorn,
Wir haben gebunden das reine Korn.
:,: Schöner, grauer Roggenkranz. :,:

Wir haben gebunden in Donner und Blitz,
Und der liebe Gott hat uns beschützt.
:,: Schöner, grauer Roggenkranz. :,:

Nach dem Schlußverse treten die drei Ehrenmädchen vor die Herrschaft. Die Vorharkerin macht einen Knix, sagt ihr Sprüchlein und überreicht dem Gutsherrn die Krone. Der Gutsherrin wird mit gleichem Knix und einem anderen Verslein ein Kranz gereicht. Die Familienglieder der Gutsherrschaft erhalten ebenfalls kleinere Ährengebinde,

die männlichen Kronen, die weiblichen Kränze. Dann wird ein dreifaches Hoch auf den Gutsherrn ausgebracht. Früher zogen auch die Mäher mit blumengeschmückten Sensen vor das Gutshaus und strichen nach dem Takte der Musik ihre stählerne Feldwehr. Muß ein schöner Klang gewesen sein! In unserer unfallverhütenden Zeit hat dieser Brauch leider weichen müssen.

Der Gutsherr sagt nun ein paar Worte des Dankes. Die Klarinette hüpft vor, und der ganze Zug geht zum Tanzplatze. Bei Tage wird im Freien auf dem Hofe getanzt. In der Nacht oder bei schlechtem Wetter wird der Speicherboden gestampft, oder es ist ein Zelt aufgeschlagen, jedoch „ohne die verzahnten Drägers", wie sie der Zimmerling Schulz im Kunsttempel bei Rudolfs und Minings Hochtid anbrachte. Und „wat sin moet, moet sin!"

Die Gutsherrschaft erscheint beim Tanze. Der Vogt fordert die gnädige Frau und die Vorharkerin den Gutsherrn zum Tanze auf, und so tanzen Gutsherrschaft und Gutsleute fröhlich miteinander. „Helle Lust un deine Gram bringen Hoch un Niedrig tausam', worüm will de Herr, de up den Todenbedd wünscht, dat sin Daglöhners in uprichtige Truer achter sin Sark hergahn, sine Freudendag' nich mit ehr deilen?" (Reuter: Ut mine Stromtid, 3. Teil, Kap. 41.)

Das ist ein Juchen, Wirbeln, Stampfen, und es reißt nicht ab. Landleute haben zähe Kraft. Haben sie im Schweiße ihres Antlitzes gebunden und gemacht, von früh bis spät, so tanzen sie jetzt im Schweiße ihres Antlitzes „jedes Ende" von spät bis früh. Da versuchen auch noch der alte Michel und die krumme Christine, ob sie noch geschmeidige Glieder haben. In früheren Zeiten endeten die Erntefeste regelmäßig mit Schlägereien und Messerstechereien, vor allem gerieten die jungen „Bengels" wegen „ihrer" Mädchen miteinander leicht in Streit, da der Branntwein die Köpfe arg erhitzt hatte. Jetzt sind aber Schlägereien, zumal unter deutschen Arbeitern, Ausnahmen. Und während die Menschen ihre Freude austollen, haben die Tiere behaglich ihrer Ruhe gepflogen. Die Pferde haben in der Ernte ein großes Stück Arbeit mittun müssen. Darum sind sie am Erntefeste auch nicht vergessen worden, sondern haben ein festliches Futter bekommen. J. P.

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

Vierzehnter Abend.

Der Mond erzählte: „Am Waldweg stehen zwei kleine Bauernhäuser mit schmalen Türen und winzig kleinen Fensterchen, die ganz unregelmäßig in der Wand sitzen. Um die Häuschen herum wuchert es von Weißdorn und Berberitze. Das Dach ist dunkelgrün vom Alter, und gelbe Blumen und Lattich wachsen darauf. Grünkohl und Kartoffeln stehen, als einzige Gemüse, im Küchengarten. Am Zaune aber blüht ein Fliederstrauch, und darunter saß, als diese Geschichte begann, ein kleines Mädchen und starrte mit braunen Guckaugen nach der alten Eiche, die gewissermaßen die Grenze zwischen den beiden Häuschen bildete. Es war eigentlich gar keine Eiche, sondern nur ein morscher, oben abgesägter Stamm, und ein Storch hatte sein Nest darauf gebaut. Er stand mitten darin und klapperte mit dem Schnabel. Da kam ein kleiner Knabe, blieb neben dem Mädchen stehen und begann ebenfalls, den alten morschen Eichbaum anzugucken. Er und das Mädchen waren Geschwister. — „Wo siehst du hin?" fragte er. „Nach dem Storch", antwortete sie. „Die Nachbarin hat mir erzählt, er würde uns heute ein Brüderchen bringen oder ein Schwesterchen. Nun paß auf, wenn es kommt!" — „Schnack! Der Storch bringt gar nichts. Das kannst du mir glauben. Mir hats die Nachbarin auch erzählt, aber wie sie's erzählt hat, hat sie gelacht, und da habe ich mir gedacht: Halt! und habe sie gefragt, ob sie dabei sagen kann: Bei Gott! Das hat sie aber nicht gekonnt, und nun weiß ich, daß die Geschichte mit dem Storch ein Märchen ist und daß man uns Kinder nur zum besten damit hat." — „So? Aber woher kommen denn die kleinen Kinder, wenn sie der Storch nicht bringt?" — „Na, die hat der liebe Gott wahrscheinlich unter seinem Mantel. Aber kein Mensch sieht den lieben Gott. Darum merken wir auch nicht, wenn er die kleinen Kinder bringt." —

In dem Augenblick raschelte es im Fliederstrauch. Die Kinder falteten die Händchen und sahen sich erschrocken an. Da! — das war der liebe Gott, der ihnen das Kleine ins Haus bringen wollte. Und sie faßten sich stumm bei der Hand, so erfüllt waren sie von dem, was sie soeben erlebt hatten.

Die Haustür ging auf, und die Nachbarin trat heraus. „Kommt, Kinderchen!" rief sie. „Seht, was der Storch euch gebracht hat: ein Brüderchen!" — Die Kinder nickten nur, denn sie wußten ja schon, daß es angekommen war."

Bunte Chronik

* **Das „zarte Truthahnbein".** Mark Twain, der bekannte amerikanische Humorist, nahm seine Mahlzeiten einst in einer bescheidenen Pension ein, wo sich der Humorist oft damit belustigte, seine Witze auf die Tischgenossen loszulassen. Diese sannen darüber nach, wie sie sich an ihm revanchieren könnten, und bei einem festlichen Anlaß, wo bei Tisch ein Truthahn serviert wurde, richteten sie es im Einverständnis mit der Wirtin so ein, daß Mark Twain ein Bein aus — bemaltem Holz bekam. Der Humorist zuckte mit keiner Wimper und gab durch keine Gebärde seine Überraschung zu erkennen, sondern fragte gelassen die Wirtin: „Sie haben Ihren Lieferanten gewechselt, nicht wahr, Madame?" „O nein, Herr Clemens (bürgerlicher Name Mark Twains), was bringt Sie denn auf diesen Gedanken?" „Dieses Truthahnbein," antwortete er, während er mit dem Messer auf das Stück Holz klopfte, „ist das zarteste Stück, das mir schon auf den Teller gekommen ist, seit ich in Ihrer Pension bin."

* **Der künstliche schlechte Ruf.** Lady Collige wollte so gerne von ihrem Gatten geschieden sein. Aber so viel sie auch nachdachte, sie fand keinen Grund. Weder der Gatte noch sie hatten auch nur den geringsten Seitensprung gemacht, sie hatten sich nie silberne Vasen an den Kopf geworfen, noch sich geprügelt. Sie führten die tadelloseste Ehe von der Welt, aber auch die langweiligste. Und darum und überhaupt wollte Lady Collige geschieden sein. Und da sich kein Grund finden wollte, schaffte sie sich einen. Sie schrieb an sämtliche Freunde ihres Mannes Briefe, in denen sie ihnen von ihren Beziehungen zu den anderen Freunden höchst offenherzig erzählte. Nur leider verwahrten sich alle Freunde energisch dagegen, Briefliebhaber gewesen zu sein. Immerhin erreichte Lady Collige doch ihren Zweck, denn der Richter erklärte, selbst wenn diese Erzählungen nicht auf Wahrheit beruhten, ließen sie doch das Schamgefühl einer ehrbaren Frau vermissen und dem ehrenwerten Lord könnte daraufhin die Ehe nicht länger zugemutet werden. Lady Collige sagte beim Verlassen des Gerichtssaales, daß sie lieber mit einem schlechten Ruf geschieden, als mit einem guten Ruf langweilig verheiratet sein wolle. Nun, über Geschmack soll man nicht streiten.



Lustige Rundschau

* **Ein Pumpversuch bei einem Medium.** Ein Herr wohnt einer hypnotischen Sitzung bei. Der Hypnotiseur hat sein Medium in ein besonderes Zimmer gebracht und lädt, nachdem er es hypnotisiert hat, die Anwesenden ein, sich der Reihe nach zu ihm zu begeben und ihm zu suggerieren. „Sie werden sich so überzeugen können, daß auch ohne die Gegenwart des Hypnotiseurs das Medium für jeden möglichen Befehl empfänglich bleibt." Der Vorbeimarsch beginnt, und von allen Seiten vernimmt man Ausrufe des Staunens. Der Hypnotiseur empfiehlt: „Schauen Sie ihm fest in die Augen, drücken Sie ihm recht die Hände!" Die Reihe kommt auch an einen etwas mißtrauischen Herrn. Er tritt in das Zimmer, stellt sich vor das Medium und befiehlt, es unverwandt ansehend, mit fester Stimme: „Leihe mir 20 Franken!" Zeichen der Überraschung von seiten des Hypnotisierten:" „Leihe mir 20 Franken!" brüllt der andere. Das Medium fängt an dumm zu lächeln. „Wird's endlich? 20 Franken! Und schnell!" Das Medium wirft einen verstohlenen Blick nach der Tür und antwortet mit honigsüßer Stimme: „Mein lieber Herr, glauben Sie, wenn ich 20 Franken hätte, ich würde mich hier hypnotisieren lassen?" G. Dreßler.

* **Von der Alt-Berliner Eisenbahn.** Ein Berliner fuhr mit seiner Frau auf der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Lokomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach herrjes! des is aber nich zum Aushalten mit det Pfeifen!" — „Wat haste schon wieder zu achherrjeses?" sagte der Gatte, „pfeifen dun se, damit keener untern Wagen kommt. Aber du verlangst woll, det se vor deine lumpje paar Froschen die Jenny Lind uf de Lokomotive singen lassen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.